

Kabel

Manchmal darf ich mit meinem Vater auf Baustellen gehen. Er arbeitet schon lange nicht mehr in seinem alten Beruf, er prüft jetzt Wareneingänge in einer großen Firma. Von Montag bis Freitag steht der braune Lederkoffer mit den roten Schraubenziehern in der Garage. Samstags holt er ihn heraus, trägt ihn zum Auto und fährt zu einem Rohbau. Wenn ich meine Hausaufgaben schon gemacht habe, darf ich mit. Ich kann Kabel abisolieren und ihm das Werkzeug reichen. Manchmal darf ich Aufputzsteckdosen montieren. Die abgeschnittenen Hüllen der Kabel liegen in meiner Hand, man könnte sie auf einer Schnur auffädeln, wie Perlen.

Türen

Ich bin zwölf. Ich erwache im Dunkeln von einem Geräusch, das ich nicht zuordnen kann. Dann fällt eine Tür zu, weit entfernt die Stimme meiner Mutter. Ich kann noch nicht lange geschlafen haben, mein Wecker zeigt eine Stunde vor Mitternacht.

Ich schlage die Bettdecke zurück und gehe durch mein Zimmer, ich öffne die Tür, ich kann nichts hören, dann ruft meine Mutter laut Nein. Ich ziehe mir Socken an und gehe die Treppe hinab, vor der Terrassentür stehen meine Eltern, meine Mutter in den Kleidern, die sie am Tag anhatte, Jeans und eine blaue Bluse, mein Vater trägt nur eine Unterhose und ein T-Shirt, er muss gerade aus dem Bett gekommen sein.

Meine Mutter versucht, die Tür zu öffnen, mein Vater hindert sie daran, er hält sie an beiden Armen fest, er ist mindestens einen Kopf größer als sie, sein Körper wirkt noch massiger als sonst.

Was ist los, rufe ich.

Meine Eltern drehen sich um.

Geh ins Bett, Teresa, sagt meine Mutter.

Ich sehe durch das strukturierte Glas der Tür, dass jemand draußen steht.

Was ist los, frage ich noch mal.

Geh ins Bett, sagt jetzt mein Vater.

Wo ist Manuel, frage ich.

Er ist selbst schuld, sagt mein Vater und geht einen Schritt auf mich zu. Meine Mutter öffnet die Terrassentür, draußen steht Manuel in seinem blauen Frotteeschlafanzug und weint.

Komm rein, sage ich.

Nein, sagt mein Vater, er will nicht hören, er bleibt draußen.

Ich gehe auf meinen Vater zu, mein Herz klopft in meinem ganzen Körper.

Ich hole ihn jetzt rein, sage ich.

Mein Vater hebt seine große Hand und gibt mir eine Ohrfeige, meine Wange brennt, mein Kopf wird ganz warm. Meine Arme zittern. Mit Kraft schiebe ich meinen Vater weg und öffne die Tür, ich schlüpfte zu Manuel nach draußen. Die Tür wird wieder zugeschlagen. Manuel blickt mich ratlos an, ihm laufen Tränen die Wangen hinunter.

Mir ist kalt, sagt er.

Ich kann sehen, dass er Angst hat, ich sage ihm, dass wir jetzt wieder reingehen werden. Manuel trägt keine Socken, er steht barfuß vor mir, mit dem rechten Fuß in einer kleinen Pfütze. Im Garten brennt kein Licht und über uns sieht man kaum Sterne, der Himmel muss bewölkt sein.

Ich frage Manuel, was passiert ist, und er erzählt aufgeregt, dass er Hunger hatte und sich ein Brot schmieren wollte, wie das Brotmesser herunterfiel und wie davon unser Vater aufgewacht ist.

Die Tür wird von innen geöffnet, mein Vater mustert mich, er sagt, er lässt sich das von mir nicht bieten.

Meine Mutter sitzt am Boden in der Ecke, sie hat die Beine angewinkelt und hält ihre Knie mit den Armen umschlungen, sie weint.

Ich nehme Manuel an der Hand und ziehe ihn ins Haus, mein Vater geht hinter uns her durch den Flur. Vor der Treppe hält er mich fest und dreht mich um, er hat ein kleines Küchenmesser in der Hand. Ich weiß nicht, ob er es vorher schon hatte, ob er es irgendwo geholt hat oder es einfach auf dem Fenstersims lag.

Ich werde plötzlich ganz ruhig, ein großer Ballon breitet sich in mir aus, ich kann meinen Atem hören.

Ich habe keine Angst vor dir, sage ich, und tief in meinem Bauch merke ich, dass das stimmt.

Mein Vater mustert uns, als würde er nicht wissen, was er tun soll, er lässt das Messer sinken, etwas Trauriges huscht über sein Gesicht.

Leg das weg, sagt meine Mutter, sie geht auf ihn zu, nimmt ihm das Messer aus der Hand und verlässt den Flur.

Ihr spinnt doch, sagt sie, Manuel läuft ihr hinterher.

Mein Vater macht einen Schritt zurück, er schwankt und blickt mich an, mit leeren Augen, kurz sieht es so aus, als würde er sich einfach umdrehen und weggehen.

Ich sage, dass er uns endlich in Ruhe lassen soll.

Er weicht weiter zurück, ich gehe auf ihn zu, wir schauen uns an, eine kurze Zeit passiert nichts, meine Augen fühlen sich feucht an und meine Nase läuft, dann hebt er seine Hand und versucht, mich zu treffen, aber ich bin schneller, ich sehe seine Bewegung, bevor sie da ist, ich komme ihm zuvor, ich nehme meinen Arm hoch, ich schlage in seine Richtung, er weicht weiter zurück.

Ich laufe zurück zur Treppe, gehe mit Manuel die ersten

Stufen hinauf, mein Vater steht wieder hinter uns. Manuel und ich drehen uns gleichzeitig um und dann holt Manuel mit der Faust aus, er trifft das Gesicht meines Vaters in der Mitte. Mein Vater brüllt auf, er blickt uns mit aufgerissenen Augen an.

Lass uns endlich in Ruhe, ruft Manuel.

Mein Vater fasst sich an die Nase, es läuft Blut heraus.

Meine Mutter eilt mit einem Taschentuch zu ihm, er nimmt es ihr aus der Hand und hält es sich vor die Nase, er legt seinen Kopf nach hinten.

Manuel bleibt einen Moment stehen, wie angewurzelt. Ich nehme ihn an der Hand, wir rennen die Treppe hoch in mein Zimmer, ich nehme den Schlüssel vom Regal und schliesse von innen ab. Wieder bleibt er regungslos stehen.

Manuel, was ist los, frage ich.

Er sagt nichts. Ich höre die beiden unten schreien, aber ich kann nichts verstehen. Mein Vater kommt die Treppe rauf, schwere Schritte, die Stufen knarzen.

Er sagt, macht auf, verdammt, und schlägt gegen die Tür.

Manuel zittert, ich nehme ihn in den Arm.

Er kann nicht die ganze Nacht dastehen, sage ich.

Mein Vater hämmert noch ein paarmal gegen die Tür, dann wird es leise, irgendwann geht er die Treppe wieder hinunter. Wir setzen uns auf den Boden und lehnen uns an die Wand. Wir sind beide so erschöpft, dass wir nichts sagen können, ich höre meinem Herzschlag dabei zu, wie er sich beruhigt. Ich nehme Manuels Hand und halte sie in meiner, dann stehe ich auf.

Ich muss nach Mama schauen, sage ich.

Nein, bleib hier, ich will nicht allein sein.

Ich lege mein Ohr an die Tür, ich höre nichts mehr.

Er ist wieder ins Bett gegangen, sagt Manuel.

Du hast ihn geschlagen.

Ich lächle Manuel an, seine blonden Haare stehen ab, er scheint plötzlich viel älter zu sein, dabei ist er erst zehn. Ich frage ihn, ob er bei mir schlafen möchte, er schüttelt den Kopf.

Meine Finger tun weh, sagt er.

Ich betrachte seine Hand, die Fingerknöchel sind gerötet.

Übel, sage ich.

Er zuckt mit den Schultern und sagt, dass er noch immer Hunger hat. Ich muss lachen.

Okay, ich bring dich rüber, und dann mach ich dir ein Brot.

Wir öffnen die Tür und schleichen in sein Zimmer. Der Schlüssel steckt von innen.

Kannst du mich einschließen, fragt Manuel.

Ja, sage ich, und vielleicht ziehst du ein Paar Socken an.

Manuel geht hinein und gibt mir den Schlüssel. Ich schliesse ab und schleiche die Treppe hinunter, unten höre ich keine Geräusche. Auf der Arbeitsplatte in der Küche steht ein Teller mit einem dick gestrichenen Nutellabrot, unangetastet. Ich nehme den Teller, dann kommt meine Mutter herein, sie fragt mich, was ich mache.

Ich sage, dass ich Manuel etwas zu essen bringe.

Warum musste er das jetzt machen, flüstert sie. Was ihr heute getan habt, wird alles schwerer machen, wer weiß, was morgen passiert.

Wir haben uns nur gewehrt, sage ich.

Sie sagt, dass Manuel noch Zähne putzen soll, wenn er gegessen hat. Ich lasse sie im Flur stehen und schleiche die

Treppe hoch zu Manuels Zimmer, ich öffne die Tür und reiche ihm sein Brot. Manuel strahlt, er fragt, was Mama gesagt hat.

Sie wünscht dir eine gute Nacht.

Ich lege meine Hand auf seine Schulter, schlaf gut, sage ich.

Dann schließe ich die Tür, drehe den Schlüssel im Schloss und gehe zurück in mein Zimmer. Im Bett fällt mir auf, dass nur dreiundvierzig Minuten vergangen sind, ich ziehe meine Socken wieder aus, sie sind feucht, meine Zehen sind schrumpelig.

Nach solchen Szenen wusste ich oft nicht, ob ich meinem Gedächtnis trauen konnte. Wir standen auf und fanden wieder in eine Ordnung zurück, gingen zur Arbeit und zur Schule. Wir warfen uns nichts vor und wir verhandelten nichts.

Holz

In meinem roten Fotoalbum klebt vorne auf der ersten Seite ein Holzabfuhrschein. Auf ihn ist die Nummer achtundvierzig gestempelt, datiert auf den Tag meiner Geburt, und der Preis für das Holz, hundert Mark.

Meine Mutter sagt, dein Vater hat sich so gefreut, dass er gleich Holz gekauft hat, damit du nicht frierst. Ich wurde um 13.10 Uhr geboren, mein Vater musste sich beeilen, um den Förster noch zu erwischen.

Auf den Bildern bin ich dünn und bläulich, ich trage gelbe Strampler aus Frottee. Ich stelle mir vor, wie meine Mutter mich im Arm hielt. Von meinem Bruder gibt es dieses Polaroid aus dem Krankenhaus, aber auf dem ersten Foto in meinem Album bin ich schon fast eine Woche alt. Jahrelang frage ich mich, ob ich adoptiert bin, dann sagen mir irgendwann alle, ich würde wie meine Mutter aussehen.

Baumhaus

Mein Vater biegt in unsere Straße ein, erst höre ich das Geräusch, die Reifen auf dem geschotterten Weg, dann sehe ich den Wagen, eine kleine Staubwolke, mein Vater parkt in der Einfahrt, der Motor läuft noch, während er aussteigt. Es ist Nachmittag, er kommt aus der Firma, meine Mutter ist noch nicht zu Hause. Ich lasse meine Beine baumeln, mein Vater kann mich nicht sehen hier oben, es ist Sommer, und der Baum hat große Blätter, die ihn von unten geschlossen erscheinen lassen. Ich bin unsichtbar, wenn ich hier sitze. Mein Vater öffnet das Tor und dreht sich wieder um, er läuft langsam, seine Arme hängen seltsam herab, der Kopf geneigt, noch mehr als sonst.

Er steigt wieder ein und fährt in die Garage. Ich spüre mein Herz schlagen, klettere die Leiter herunter und gehe zu ihm.

Er nickt mich nur an, hallo Teresa, sagt er, sein Atem schwer. Ich weiß sofort, es wird kein guter Abend.

Senna stirbt

Meine Mutter räumt die Spülmaschine ein, vier Teller mit Soßenresten und Besteck, sie wäscht die Salatschüssel von Hand ab. Mein Vater sitzt im Wohnzimmer auf dem Sessel und hat den Fernseher an, er sagt, wir sollen leise sein. Die Reifen der Rennwagen rauschen, wir hören sie in der Küche.

Ich gehe ins Wohnzimmer und setze mich neben meinen Vater auf den Boden, ich lehne mich gegen den kalten Heizkörper. Mein Vater ist konzentriert, er schaut nur manchmal zu mir herüber, seine Hände liegen auf den Armlehnen. Ich mag den blaugrünen Wagen von Michael Schumacher, ich weiß, zu welchem Rennteam er gehört.

Als ein Wagen links in die Mauer fährt, schaue ich gerade in die andere Richtung. Mein Vater steht auf und geht einen Schritt auf den Fernseher zu, er stellt die Hände in die Seiten.

Wer ist es, frage ich.

Senna, sagt er.

Ich sehe den blauweißen Wagen, zerbeult, Autoteile fallen auf die Strecke, dann rennt ein Team aus orange angezogenen Menschen zu ihm, sie wedeln hektisch mit großen

Flaggen, Autos kommen dazu, man sieht den gelben Helm zur Seite geneigt im Rennwagen. Irgendwann stehen so viele Menschen herum, dass man nichts mehr erkennen kann, ein Helikopter landet auf der Rennstrecke, sie heben Senna auf der Trage hinein.

Mein Vater geht in die Küche und holt sich etwas zu trinken, für einen Moment bin ich alleine im Zimmer, dann kommt er wieder zurück.

Und jetzt machen die weiter, sagt er und stellt sein Bier auf dem Tisch ab, er setzt sich wieder und lehnt sich unruhig nach vorne. Wir schauen das ganze Rennen zusammen an und sprechen kaum, Schumacher gewinnt.

Bei der Tagesschau ist es das erste Thema. Mein Vater sitzt im Sessel, ich stehe daneben. Die Sprecherin liest ab, sie berichten von schweren Kopfverletzungen und Herztod. Dann zeigen sie eine Wiederholung des Unfalls. Mein Vater nimmt meine Hand, ich drehe mich zu ihm hin, Tränen laufen ihm über das Gesicht. Im Fernsehen tragen sie Senna noch mal in den Hubschrauber. Ich weine auch.

Chlor

Es ist immer Bewegung im Becken, auch wenn niemand schwimmt. Kleine Wassermengen schwappen in den seitlichen Abfluss. Meine Füße stehen auf dem Gitter aus weißem Kunststoff, die Zehen schon nass. Gegenüber die Liegen für die Sonntagsgäste, zwei Blumenkübel mit braunen Granulatkügelchen, die knirschen, wenn man sie aneinander reibt. In jedem Kübel drei Palmen, die in verschiedene Richtungen schauen, Stoffpalmen. Dahinter hat der Sohn des Bademeisters einen Sonnenuntergang in Rottönen gemalt. Die Liegen stehen jeden Montag an einer anderen Stelle, vor den Palmen, an der Wand, häufig sind sie aufeinandergestapelt. Einmal hat jemand ein Handtuch auf ihnen vergessen, Beach Club Palma stand darauf. Wir Mädchen stritten darum, wer es bekommen würde, aber der Bademeister hat es in seine Kiste gelegt, zu einem Paar hellblauen Flossen, die uns allen zu klein sind.

Wir springen in Dreierreihen ins Becken, Anna und Melanie und ich. Wir wärmen uns auf, sechs Bahnen Brust, zwei Bahnen Rücken. Wir sind fast so schnell wie die Jungs. Melanie hat einen neuen Badeanzug, der sie noch schöner macht. Tobias lässt uns tauchen, er wirft Ringe ins Becken,

wir sammeln sie unter Wasser auf und stülpen sie über unsere Hände wie Armreifen, wir zählen sie, wenn wir aufgetaucht sind.

Mit sechs Jahren war ich die Jüngste im Schwimmbad, meine Mutter hatte mich für das Seepferdchen angemeldet. Bei der Abschlussprüfung musste ich eine ganze Bahn schwimmen. Ich hatte Angst vor dem Tauchen. Ich wartete nicht, bis der Ring ganz auf dem Boden ankam, ich tauchte früher unter und erwischte den Ring, bevor er den Boden berührte. Nach dem Abtrocknen bekam ich meine Urkunde und von meiner Mutter ein Eis. Sie las mir vor: *Sprung vom Beckenrand und 25 m Schwimmen. Heraufholen eines Gegenstandes mit den Händen aus schultertiefem Wasser.* Ich fühlte mich unehrlich. Mein Abzeichen hat nie jemand an einen Badeanzug genäht. Auf dem Foto, das die Schwimmlehrerin von uns machte, bin ich einen Kopf kleiner als die anderen.

Wir üben das Bergen von Ertrinkenden mit Puppen. Unsere Rettungspuppen sind orange und haben keine Beine, sie wiegen so viel wie ein kleines Kind, ihre Haut ist glatt, ihr Blick gleichgültig. Wir lernen, dass echte Menschen sich oft wehren, wenn man sie rettet, dass Ertrinkende für Rettungsschwimmer gefährlich sein können, wenn sie in Panik geraten und andere Menschen im Wasser umklammern. Meine Puppe wehrt sich nicht, sie lässt sich von mir durch das Wasser ziehen. Beim Dehnen lehnen die Puppen an der Bank und schauen uns zu.

Die Mädchen und die Jungs duschen getrennt. Ich gehe in eine Einzelkabine oder lasse den Badeanzug an. Manchmal verwende ich kein Shampoo, weil ich den Chlorgeruch mag. Melanie schäumt sich die Haare ein, bis dicke Tropfen herunterfallen. Meine Haare sind lang, ich muss dreimal ein Zehn-Pfennig-Stück in den Haartrockner werfen. Beim Kämmen sind meine Arme schwer.

Das Schwimmbad ist elf Kilometer von unserem Dorf entfernt, Annas Mutter und meine Mutter wechseln sich mit dem Fahren ab. Bei Annas Mutter gibt es Kekse im Auto oder sie bringt uns zwei Bananen mit, damit wir den Hunger noch aushalten bis zum Abendessen. Meine Mutter fragt uns, was wir gemacht haben, sie will wissen, wie gut wir tauchen können und wie lange wir bei Brust durchhalten. Mein Vater fragt mich nie nach dem Schwimmen, wenn ich ein Abzeichen oder eine Kopie mit Rettungstechniken auf den Küchentisch lege, legt er die Zeitung darüber.

Am See

Ich erkenne den Hof schon vom Kreisverkehr aus, drei Gebäude, das Haupthaus, ein Geräteschuppen und der große Kuhstall. Ich bücke mich nach meinen Stoffschuhen und ziehe sie an.

Das Haus ist frisch gestrichen worden, sagt meine Mutter.

Mein Vater parkt das Auto, wir steigen aus und bleiben einen Moment lang nebeneinander stehen.

Ein kleines braunhaariges Mädchen sitzt im Sandkasten auf der Wiese und schaut zu uns herüber. Emmy kommt aus dem Haupthaus gelaufen, sie trägt eine karierte Schürze mit Mehls Spuren, wischt ihre Hände daran ab, sie nimmt meine Mutter in den Arm und gibt meinem Vater die Hand. Sie betrachtet uns genau und sagt, wir seien groß geworden, riesig.

Wie alt seid ihr jetzt bloß, fragt sie.

Dreizehn, sage ich, und Manuel ist elf.

Wie zum Beweis schiebt Manuel sein Oberteil an den Armen zurück und zeigt auf seine Muskeln. Emmy lacht und sagt, dass Peter ihn jetzt gut beim Mähen gebrauchen kann, mein Vater lacht auch. Es ist unser dritter Sommer bei den Langers.

Meine Mutter und ich räumen die Sachen in den oberen Stock, eine große Sporttasche, ein Lederkoffer, ein Wäschekorb mit Lebensmitteln. Im Kinderzimmer belagere ich gleich das obere Bett, bevor Manuel auf die gleiche Idee kommt. Wer oben liegt, hat das Sagen.

Das Zimmer ist klein, ein Stockbett, ein Schrank, ein Tisch und nur ein Hocker davor, braune Vorhänge, gegenüber dem Bett ein Ölgemälde von einem Schäfer mit zwei Schafen in einem Holzrahmen.

Meine Mutter setzt Wasser auf für einen Kaffee, sie fragt meinen Vater, ob er auch einen will, aber er möchte gleich ins Dorf und zieht sich die Schuhe wieder an, Manuel geht mit. Meine Mutter schüttet Instantkaffee pulver in eine weiße Tasse und gießt das Wasser darüber. Wir sitzen am Küchentisch und schauen auf den Hof.

Was machen wir heute noch, frage ich.

Meine Mutter trinkt einen Schluck aus der Tasse.

Heute nicht mehr viel, sagt sie.

Peter fährt mit dem Traktor in den Hof, Manuel rennt ihm hinterher, dann geht die Tür des Traktors auf und Manuel verschwindet. Peter winkt zu uns hoch, meine Mutter winkt zurück. Mein Vater ist nicht zu sehen.

Auf einem Block der Milchgenossenschaft Ammersee schreibe ich ein Gedicht über einen Vogel, der am Balkon geländer sitzt. Es reimt sich. In dem Gedicht erzählt mir der Vogel, dass er den Weg nach Süden sucht, und ich kann ihm nicht sagen, wo Süden liegt.

Was machst du, fragt meine Mutter.

In der Nacht höre ich eine Kuh, sie ist lauter als die anderen. Ich nehme mir vor, sie am nächsten Tag zu suchen.

Manuel weckt mich früh und will aufs Feld. Er rennt in die Küche und sucht Gegenstände zusammen, sein Fernglas, einen Naturkundeführer, die Wasserpistole. Meine Mutter sagt, er soll trotzdem noch kurz frühstücken, sie schmiert ihm ein Marmeladenbrot und stellt ihm eine Tasse Tee hin, ich setze mich an den Tisch. Manuel zieht sich in der Küche an und wirft seinen Schlafanzug einfach auf den Boden, dann ruft er etwas aus dem Fenster.

Sei nicht so laut, sagt meine Mutter, dein Vater schläft noch.

Peter winkt von unten aus dem Traktor, diesmal hängt der gelbe Mäher hinten dran. Mein Bruder klemmt sich das Brot zwischen die Lippen, dann zieht er seine Hose hoch.

Und Zähne putzen, sagt meine Mutter, aber Manuel ist schon weg, er rennt mit den Sachen und der Jacke über dem Arm aus der Wohnung.

Wann kommt er wieder, frage ich.

Ich nehme an, heute Nachmittag, sagt meine Mutter. Sie schenkt sich einen Schluck Kaffee nach und sagt, dass sie jetzt auf den Markt gehen will.

Ich bleibe hier, sage ich.

Sie nickt und dann verschwindet sie im Badezimmer, kurze Zeit später höre ich sie im Flur, sie streckt nur kurz den Kopf zu mir rein, dann geht sie los.

Ich räume Manuels Sachen vom Boden auf und setze mich mit meinem Buch auf den Balkon. Im Hof sehe ich meine Mutter, sie trägt ein kurzes blaues Kleid mit Trägern und spricht mit Emmy, sie stellt den Korb auf dem Boden

ab, dann lachen sie, Emmy berührt sie dabei am Arm. Meine Mutter nimmt den Korb und geht am Gemüsegarten vorbei zu unserem Auto.

Irgendwann steht mein Vater auf, er nickt mir mit halb geschlossenen Augen von der Balkontür aus zu, ich höre, wie er auf dem Herd Wasser aufsetzt.

Später finde ich einen Zettel von ihm, er schreibt, er geht spazieren und will am Abend zurück sein. Ich betrachte seine gerade Handschrift, die Buchstaben stehen wie kleine Wolkenkratzer nebeneinander.

Diese Momente, in denen mir seine Spur verloren geht. Als wäre er auf einmal nicht mehr dabei gewesen. Dann plötzlich steht er im Zentrum von allem und nichts kann ohne Bezug zu ihm sein.

Im Kuhstall der Langers leben über fünfzig Kühe, Milchvieh, und noch mal vierzig kleine, Jungvieh. Sie haben Boxen für sechs Kälber, ich habe schon zwei Kälbergeburten miterlebt. Bei der letzten hat uns Peter in der Nacht geweckt, wir haben uns schnell unsere Jacken über die Schlafanzüge gezogen, sind in unsere Gummistiefel geschlüpft und in den Kuhstall gerannt. Für die Geburt gibt es einen abgetrennten Bereich, mit viel Stroh und Platz, damit das Kalb nicht erdrückt wird. Direkt daneben steht die Melkmaschine, in ihr können fünf Kühe auf einmal gemolken werden. Ich helfe gern beim Melken. Ich kann die Euter der Kühe mit dem weichen Lappen aus Leder abwischen, bevor die Maschine angeschlossen wird. Ich kann die abgepumpte Milch für die Kälber im Eimer zu ihnen hinübertragen. Ich kann das Radio bedienen. Ich kann den aufge-

regten Kühen die Hinterbeine streicheln, damit sie sich beruhigen. Das Fell der Kühe fühlt sich kratzig an, zwischen den Augen hat es Wirbel, an den Nasen sind die Kühe ganz weich. Ich schaue ihnen tief in die Augen. Manche schauen zurück. Ich habe in jedem Sommer eine Lieblingskuh.

Der See ist wärmer, als wir dachten. Ich trage den lilafarbenen Badeanzug, auf den eine Schwimmerin mit weit ausgebreiteten Armen gedruckt ist. Mein Bruder spielt Kapitän mit seiner Luftmatratze, ich schwimme in großen Zügen durch den See. Ich mag das Gefühl an den Beinen, wenn es wärmer und dann wieder kälter wird.

Meine Mutter steht bis zu den Knien im Wasser, sie trägt einen Bikini und einen großen Sonnenhut. Mein Vater sitzt auf der Strandmatte. Er ist angezogen, als könnte er jederzeit loslaufen, ohne uns, ich weiß nicht, ob er überhaupt Badesachen in den Urlaub mitgenommen hat. Die Beine aufgestellt und die Ellenbogen aufgestützt, schaut er in meine Richtung, er trägt seine Sonnenbrille, und etwas sagt mir, dass er an mir vorbeisieht, vielleicht an die Stelle, wo der See und der Himmel sich treffen. Als ich ihm winke, winkt er nicht zurück.

Nachmittags gehe ich allein in den Stall. Die vielen Kühe machen fast keine Geräusche. Ich setze mich vor die Futtertröge und beobachte eine schwarze Kuh beim Fressen. Sie trägt ein gelbes Plastikschild am Ohr, Nummer fünfhundertzwölf. Ihre lange Zunge schlingt sich um die Halme, die vor ihr liegen, sie kaut andächtig. Ich mag den Geruch von Stroh, Fell und Gras.

Im Restaurant des Dorfes essen wir Schnitzel mit Pommes frites. Mein Bruder will zwei Päckchen Ketchup und eine Cola, meine Mutter sagt, Fanta hat kein Koffein, sie will nicht, dass wir laut sind. Mein Vater grüßt die Kellnerin, sie kommt manchmal zu den Langers und trinkt dann mit Emmy einen Kaffee auf der Bank vor dem Haus. Sie fährt ein schnelles schwarzes Auto. Am Nebentisch sitzt eine blonde Familie mit zwei Jungen, sie sehen aus, als kämen sie aus dem Norden. Unter ihrem Tisch liegt ein hellbrauner Hund und leckt sich die Pfoten, der kleinere der Jungen füttert ihn heimlich mit seinem Essen.

Mein Bruder sagt, dass er schaukeln will, er rennt zu der Spielecke unter dem großen Sonnenschirm und spricht mit einem Mädchen, das auf der Mauer sitzt. Sie trägt ein rotes Kleid mit einem Heißluftballon darauf. Meine Mutter hat nur die Hälfte ihres Essens geschafft, auf dem Teller sind noch Bratkartoffeln und ein kleines Stück Fleisch. In Restaurants kommt sie mir oft so vor, als würde sie sich unwohl fühlen. Mein Vater spricht nicht viel, er trägt seine Sonnenbrille, wenn die Kellnerin vorbeiläuft, lächelt er sie an. Ich sehe abwechselnd zu meiner Mutter und zu meinem Vater, ich würde gerne aufstehen und zu Manuel gehen, aber etwas hält mich davon ab. Heute bewundere ich ihn manchmal dafür, dass er weggehen konnte. Sie mit sich allein lassen. Meine Mutter fragt, ob wir noch nach München fahren wollen. Am Bierglas meines Vaters laufen kleine Wassertropfen herunter.

Manuel und ich fahren mit den Langers zur Schlachterei. Wir nehmen die Enten mit, die hinter dem Stall am kleinen Fluss gehalten werden, in einem kleinen Häuschen aus Holz

mit einem Steg, über den sie zum Wasser laufen können. Peter holt kleine Holzkäfige aus dem Schuppen und setzt die Enten hinein, sie schlagen mit den Flügeln und schnattern, zwei laufen davon, wir müssen sie einfangen. Wir stellen die Käfige auf den Anhänger an Emmys Auto.

In der Schlachtereier begrüßt uns ein Mann mit hellen Augen, er scheint die Langers gut zu kennen. Peter und er holen einen Holzklötz, der aussieht wie der Spaltblock meines Großvaters. An der Oberfläche klebt eine Schicht getrocknete braune Farbe. Emmy sagt, wir sollen nicht dabei sein, wir sollen in der Küche helfen, sie zeigt uns den Weg.

Ihr könnt später mit mir zupfen, sagt sie.

Wir stehen an einem tiefen Metalltisch und schauen uns um, die Wände sind gefliest, ein Schlauch hängt an der Wand, daneben ein Gefäß mit heißem Wasser, in der Mitte ein Abfluss, der Fußboden aus einem rutschfesten Material. Nach etwa einer Viertelstunde trägt der Mann mit den hellen Augen eine Plastikwanne herein, in der drei Enten liegen, sie haben keine Köpfe mehr und aus ihrem Hals läuft Blut. Es lässt mich seltsam kalt. Der Mann legt sie in das heiße Wasser, im Raum verbreitet sich sofort ein widerlicher Geruch. Irgendwann kommt eine Frau dazu, sie nimmt die Enten heraus und trägt sie in das Nebenzimmer, wir hören, wie sie eine Maschine bedient, dann kommt sie zurück, die Enten haben jetzt fast keine Federn mehr. Emmy zieht sich Gummihandschuhe an und eine dicke Plastikschrürze, sie hält eine Ente mit dem Hals nach unten und zupft die restlichen Federn heraus, sie zeigt uns, wie es geht. Mein Bruder zieht sich auch Handschuhe an, sie sind ihm an den Fingern zu lang.

Ich schaue lieber zu, sage ich.

Emmy lächelt mich an und nickt.

Ich höre, wie draußen gehackt wird, und gehe hinaus, ich schließe die Tür hinter mir. Auf dem Vorhof steht Peter am Spaltblock, er hält mit der linken Hand eine Ente fest, dann holt er mit der Axt aus und schlägt zu. Der Kopf der Ente fällt auf der einen Seite herunter, neben dem Kopf liegen andere Köpfe. Der Körper der Ente rutscht vom Klotz, ihre Füße bewegen sich weiter, dann kippt sie um. Peter hebt sie auf und setzt sie kopfüber in die Plastikwanne. Er dreht sich um und sieht mich an, er wischt sich mit dem rechten Oberarm den Schweiß vom Gesicht.

Möchtest du das sehen, fragt er mich. Ich zucke mit den Schultern.

Ich gehe zurück in die Küche, ziehe mir Handschuhe an und helfe mit. Wenn die Federn draußen sind, müssen die Kiele mit einer Pinzette aus der Haut entfernt werden, das geht schwer und bald schon tun mir die Finger weh. Die Frau kommt wieder zu uns, sie schneidet die Enten mit einem großen Messer an der Unterseite auf und nimmt sie aus, ich drehe meinen Kopf weg. Emmy wäscht die Enten ab und schichtet sie in die Kühlboxen. Ich stehe neben einer Metallschrüssel mit kleinen braunen Organen, und dann wird mir doch schlecht, ich versuche es vor den anderen zu verbergen.

Wir waschen unsere Hände an der Spüle und gehen hinaus. Peter schenkt mir eine schöne Entenfeder, über die ich mich nicht freuen kann, aber ich bedanke mich trotzdem. Emmy und Peter tragen die Kühlboxen zum Auto.

Als wir an der Ausfahrt abbiegen, sagt Manuel, dass er schwimmen gehen will, wenn es später noch hell ist.

Ich drehe mich um und betrachte die Schlachtereier aus

dem Rückfenster, sie ist klein, neben ihr eine lange Reihe alter Bäume. Der leere Anhänger hüpf über die steinige Straße.

An einem Abend liege ich mit Manuel am See.

Jetzt komm ich bald in die Sechste, sagt er. Er freut sich darüber, dass Tobi weg ist, den er nicht leiden kann, und erzählt mir von seinem Plan, nach der Schule Bauer zu werden. Ich muss lachen, er nimmt seinen Arm hoch und boxt mich in die Seite, er fragt mich, was ich werden will.

Ich weiß es nicht, vielleicht Krankenschwester, sage ich.

Du könntest auch Ärztin werden, sagt er.

Er pflückt einen Grashalm und versucht, ihn sich zwischen Nase und Oberlippe zu klemmen, dann zieht er eine Schnute.

Am besten arbeitest du bei mir im Stall, sagt er.

Ich boxe ihn zurück. Die Sonne geht bald unter, die ersten Grillen zirpen schon.

Wir steigen nach dem Melken die Treppen zur Ferienwohnung hinauf. Es riecht nach Bier, mein Vater sitzt mit glasierten Augen am Küchentisch, er erwidert meinen Blick nicht.

Wo ist Mama, frage ich.

Die geht noch kurz Brot kaufen, fürs Abendessen, sagt er.

Ich decke den Tisch. Mein Vater liest die Zeitung. Manuel will mir nicht helfen, ich sage, dass es mich nervt, alles allein zu machen. Mein Vater sagt, dass wir die Klappe halten sollen. Meine Mutter kommt herein, sie lächelt kurz und zieht sich den Pulli aus, sie wäscht sich die Hände im

Spülbecken und erzählt, dass sie morgen mit Emmy Bohnen eindünsten will.

Mein Vater steht auf, er schwankt, er öffnet sich noch ein Bier. Meine Mutter betrachtet ihn ernst, dann nimmt sie ein Brettchen und schneidet hektisch das Brot in Scheiben. Sie schließt die Balkontür.

Dass unsere Sommer bei den Langers die schönsten für sie gewesen waren, sagte meine Mutter später immer. Ich habe lange darüber nachgedacht, warum das so war. Aber es musste an Emmy gelegen haben. Emmy, die meine Mutter immer über uns alle hinweg angesehen hatte, die nicht viel sprach und deren Blick trotzdem, so scheint es mir heute, alles erfasste.

An unserem letzten Abend sitzen wir gemeinsam vor dem Haus. Peter spielt Akkordeon und singt bayerische Lieder dazu. Die meisten sind fröhlich, aber ein paar sind sehr traurig. Mein Vater hat viel getrunken, er schaut abwechselnd auf den Boden und dann wieder zu Peter, sein Lächeln kommt mir nicht richtig vor. Meine Mutter macht ein besorgtes Gesicht. Emmy nimmt mich an der Hand. Sie sagt, sie hat noch Hunger, und fragt mich, ob wir noch einen Kaiserschmarrn machen wollen.

Peter lacht, jetzt noch, sagt er, es ist fast zehn.

Das mach ich noch für die Kinder, sagt Emmy, morgen sind sie weg.

Mein Vater lacht auch und schaut Peter komplizenhaft an. Wir gehen hinein, ich kann sehen, dass meine Mutter mitgehen will, aber ich habe keine Lust, sie zu fragen.

Ich lehne an der Arbeitsplatte und schaue Emmy zu,

wie sie Eier, Milch und Mehl verrührt. Sie gießt den Teig in die Pfanne, wartet und zerteilt ihn dann mit zwei Holzlöffeln, sie wendet die Stücke.

Ich freu mich, wenn ihr nächstes Jahr wiederkommt, sagt sie.

Sie nimmt mich in den Arm. Wir richten den Kaiserschmarrn auf einer Platte an, streuen Puderzucker darüber und tragen ihn mit einer Handvoll Gabeln hinaus.

Das Packen geht schnell, mein Vater steht am Kofferraum und räumt alles ein. Manuel hat immer noch seine schmutzigen Stallschuhe an, mein Vater bemerkt es gar nicht. Emmy verabschiedet sich von uns, sie hat einen Termin, Peter ist auf dem Feld. Ich will noch kurz zum Fluss runter, mein Vater sagt, ich soll schnell machen.

Ich laufe am Stall vorbei, hinunter zum Entenhaus. Es ist jetzt unbewohnt, nur ein paar Federn liegen noch herum, Flaum. Das Wasser treibt ruhig dahin. Ich stelle mir vor, wie im Frühjahr die neuen Küken ankommen. Zurück gehe ich durch den Stall, zwei Kühe schauen mich an, die anderen machen Mittagsruhe. Die fünfhundertzwoölf sieht mich nicht. Ich laufe zurück zum Auto, die Sonne steht schon hoch.

Kaugummi

Meine Mutter und ich legen im Esszimmer Wäsche zusammen, mein Vater steht neben uns, er trinkt eine Tasse Kaffee und schaut aus dem Fenster. Es ist Samstagnachmittag, sein Auto muss in die Werkstatt.

Nimmst du Manuel auch mit, fragt meine Mutter.

Mein Vater schüttelt den Kopf, nein, sagt er, nur Teresa.

Im Auto sitze ich vorne, mein Vater kaut Kaugummi und klopft rhythmisch auf das Lenkrad. Meine Hände liegen auf dem samtigen Bezug. Im Radio gibt der Sprecher die Halbzeitergebnisse des Tages durch. Unterwegs sehe ich einen Mährescher, er bewegt sich wie ein riesiger starrer Krebs über das Feld.

Mein Vater parkt vor dem Metalltor, neben uns stehen schon zwei Autos, die nach fremder Kundschaft aussehen, ein weißer Kombi, den ich nicht kenne, und ein blauer Sportwagen. Wir gehen durch die schwere Tür ins Innere, Werner kommt uns entgegen, er trägt einen weißen Ganzkörperanzug und feste Schuhe mit Farbspritzern, er klopft meinem Vater auf die Schulter und lächelt mich an.

Kommt rein, sagt er.

Wir folgen ihm ins Büro der Werkstatt, durch die Glasscheibe kann man in die Halle sehen, ein Auto ist aufgebockt, ein Arbeiter steht darunter und schraubt etwas fest. Auf dem Tisch liegen Notizzettel und Rechnungen, mehrere leere Zigarettenschachteln, eine Spardose aus Porzellan in der Form eines Formel-1-Wagens, daneben ein Stapel Comics.

Werner zieht eine Getränkekiste in die Mitte des Raums, er reicht mir eine Flasche Apfelsaft und legt ein Kissen auf die Kiste. Setz dich, sagt er zu mir, dann zündet er sich eine Zigarette an und nimmt ein Blatt Papier in die Hand, also, sagt er, der Keilriemen. Er schreibt etwas auf das Papier.

Ölwechsel mach ich selber, sagt mein Vater und öffnet eine Bierflasche mit einem Schraubenschlüssel. Er lehnt sich am Schreibtisch an und trinkt, schaut dabei an die Decke.

Ich stelle ihn mir vor, wie er in dieser Zeit ausgesehen hat, die schwarzen Haare an den Seiten etwas länger, er trägt eine helle Jeans, die unten leicht ausgestellt ist, ein roter Strickpullover, dazu die weißen Turnschuhe von Adidas.

Dann kommt Bernd herein, er gibt uns allen die Hand, nimmt sich ein Bier und setzt sich auf die Getränkekiste neben mir, er streckt seine langen Beine aus und erzählt davon, dass er gerade seinen Vorgarten umbaut. Mein Vater schaut mich an, alles gut, fragt er, ich nicke. Durch die Scheibe sehe ich, dass das blaue Auto in die Halle gefahren kommt, der Arbeiter lotst es in eine Lücke. Wir beobachten, wie eine junge Frau aus dem Auto steigt. Der Arbeiter zeigt auf das Büro, die Frau geht in unsere Richtung. Sie trägt ein graues Oberteil und enge Jeans, eine Handtasche aus

Leder, sie hat langes, offenes Haar. Als sie hereintritt, schaut sie sich um und lächelt in die Runde, ihr Blick bleibt für einen Moment an meinem Vater hängen. Werner geht auf sie zu und gibt ihr die Hand, sie besprechen, was an ihrem Wagen gemacht werden muss. Während Werner den Stift vom Ohr nimmt und ein Auftragsformular ausfüllt, dreht die Frau sich um und lächelt meinen Vater an. Er lehnt sich an die Wand und lächelt zurück.

Bernd stellt seine leere Bierflasche in die Kiste, steht auf und geht, also, sagt er, macht es gut. Werner und die Frau verlassen das Büro, er bringt sie zur Tür und kommt nach wenigen Minuten zu uns zurück.

So, sagt er, jetzt seid ihr endlich dran, fahr den Wagen rein.

Mein Vater nimmt den Autoschlüssel und geht in die Halle. Ich sehe ihm nach, dann nehme ich mir einen Comic vom Stapel.

Irgendwann klopft mein Vater an die Scheibe, er sagt, dass wir jetzt loskönnen. Ich stehe auf und gehe mit ihm zum Wagen. Beim Einsteigen winke ich Werner zu, der gerade in die Lackiererei geht, mein Vater hupt zweimal und wir fahren durch das Tor.

Auf dem Weg nach Hause reicht er mir einen Kaugummi und legt eine Kassette von den Eagles ein. Der Mähdrescher ist inzwischen auf der anderen Seite angekommen, das Feld sieht aus wie eine große weiche Decke, es leuchtet gelb in der Abendsonne.

Tomaten

Mein Großvater gräbt die Löcher, ich bringe ihm die Setzlinge, halte sie in die Mitte, dann schaufeln wir Erde um sie herum. Ich zähle die Setzlinge, es sind genau zwanzig, wir arbeiten zwei Reihen durch, dann drücke ich die Erde nochmal fest. Mein Großvater gießt die Pflanzen an.

Ich stelle mir vor, wie die Tomaten wachsen, wie es Sommer ist, wie ich sie von den Zweigen pflücke und hineinbeiße, wie warm sie dann sein werden.

Ich setze mich auf das Holzbrett zwischen den Beeten und schaue in den Himmel, Vögel ziehen vorbei, weit entfernt das Geräusch eines Traktors.

Vorhin war ich im Weinberg, sagt mein Großvater, der macht sich, der Winter war gut.

Ich betrachte sein rundes Gesicht, die schmalen Hände, seinen kahlen Kopf. Ich weiß, dass er schon wie ein Großvater aussah, als er selbst nur Vater war, auch auf seinem Hochzeitsfoto sieht er nicht viel anders aus. Bis heute kann ich zwischen ihm und meinem Vater kaum Gemeinsamkeiten erkennen.

Kommt ihr heute zum Abendessen rüber, frage ich.

Torbole

An der Autoscheibe laufen lange Tropfen herunter. Dahinter eine grüne Wiese, ein anderes Grün als bei uns zu Hause, heller, ein stärkeres Grün. Wir warten in der Schlange, vor uns zwei Motorradfahrer mit großen Gepäckrollen. Die Ampel steht lange auf Rot, daneben das Schild, Gotthardtunnel, und eine Längenangabe, fast so weit wie von unserem Dorf in die nächste Stadt. Dann schaltet die Ampel auf Grün. Mein Vater fährt an und beschleunigt, Manuel neben mir schläft noch unter seiner Decke. Meine Mutter hat den Kopf an die Autoscheibe gelehnt, ich kann nicht sehen, ob ihre Augen geschlossen sind. Es läuft leise Musik, mein Vater summt mit. Im Tunnel formen die Lichter eine einzige Linie mit dickeren Punkten, immer wieder flackern sie auf. Mir ist kalt, ich ziehe die Decke über mich.

Bist du wach, fragt mein Vater und schaut in den Rückspiegel.

Ja, sage ich.

Im Auto riecht es nach Brezeln und Kaugummi.

Nach dem Tunnel tragen die Orte schon ein O in ihrem Namen und das Grün ist wieder blasser. Ich schließe immer wieder die Augen. Das Glänzen von Wasser und Tau